

Die Fremde

Sie saß im Bus, ihrem meistgenutzten öffentlichen Verkehrsmittel, und sah mit starrem Blick aus dem Fenster. Niemand kannte sie, keiner sprach sie an. Ich wusste nicht, wer sie war, die Person, die sich dort in der Scheibe spiegelte. Die Lippen zusammengekniffen, als würde sie etwas sagen wollen, die Stirn in Falten, als wäre sie wütend, die Augen zugeschwollen, kränklich. Wenn sie den Mut zu sprechen aufgebracht hätte, hätte man wohl zwischen den Sätzen ein trockenes Husten vernehmen können.

Sie sollte nicht hier sein. Am liebsten hätte ich ihr gesagt, sie solle nach Hause gehen, sich einen Tee kochen und versuchen etwas zu schlafen. Habe ich aber nicht, stattdessen beobachtete ich sie dabei, wie sie ins Leere starrte. Was ihr wohl durch den Kopf ging? Ihre Haare hingen strohig herab, rahmten ihr bleiches, knochiges Gesicht ein, wirkten stumpf und glanzlos. Irgendetwas an ihr ließ sie ausgemergelt erscheinen, obwohl sie nicht als zu dünn aufgefallen wäre. Sie hätte schön sein können, doch ihre Ausstrahlung war die eines toten Fisches, den jemand zu lange in der Sonne liegen gelassen hatte. Die Welt, die so groß und bunt und laut war, verschluckte ihre Präsenz vollkommen, und normalerweise wäre sie mir nicht weiter aufgefallen, aber irgendetwas an ihr faszinierte mich.

Fast sieben Jahre saß ich Tag für Tag in demselben Bus. Immer auf demselben Platz, wie auch sie immer auf ihrem Platz saß. Während sie anfangs nur sozial unbeholfen gewirkt hatte, war mir in letzter Zeit eine Veränderung in ihrem Ausdruck aufgefallen. Und obwohl ich sie nie wirklich gekannt hatte, entfremdete sie sich dennoch immer mehr. Aber sie änderte ihre Gewohnheiten nicht, immer noch saß sie jeden Tag auf demselben Platz in demselben Bus. Die Unbeholfenheit in ihren Augen wurde zu Verzweiflung, die Verzweiflung machte tiefer Traurigkeit Platz. Oft habe ich mich gefragt, was wohl mit ihr geschehen sein mag, nie hat mich der Gedanke an sie losgelassen. Eine Zeit lang geschah nichts, außer dass sie immer kränklicher und freudloser aussah. Bis schließlich der Tag kam, an dem sie weinte, ja schluchzte, die dicken Tränen tropften alles voll, fast eine Woche lang jeden Morgen. Wie kann ein Mensch in der Öffentlichkeit weinen, wie schwach muss sie sein? Wie schwach sie oder wie schlimm ihr Schmerz? Es verging kein Tag mehr, an dem ich nicht an sie dachte, sie weinte nur noch selten, und auch sonst kamen Tage, an denen es ihr besser zu gehen schien. Natürlich, sie war nie wieder wie zuvor. Oft wirkte sie gereizt, ja geradezu wütend, begann hitzige Gespräche mit dem Jungen, der ab und zu neben ihr saß, zu führen, und wenngleich ich nie verstand, worum es ging, so spürte ich dennoch, dass zwischen dem Jungen und ihr eine Verbindung bestand, eine Verbindung welcher Art auch immer. Hasste sie ihn? Waren sie ein Paar? Irgendetwas war vorgefallen, etwas Unaussprechliches ...

Heute sehe ich sie wieder, sie sieht zum ersten Mal seit langem gesund aus. Der Bus fährt eine Station, er steigt ein, doch er setzt sich nicht. Sie geht ihm entgegen, er scheint mit ihr zu sprechen, ich verstehe nicht, was er sagt, höre nur ein Rauschen in meinen Ohren, die Zirkulation meines eigenen Blutes, das seine Worte übertönt, sodass mein Gehirn nur noch ein dumpfes Blubbern wahrnimmt. Ihre Hand zittert, sie zieht ein Messer und beginnt auf ihn einzustechen. Einmal, zweimal, dreimal. Erst als er schon lange mit leblosen Augen auf dem Boden liegt, lässt sie von ihm ab und setzt sich wieder auf denselben Platz wie schon die sieben Jahre davor. Seelenruhig sitzt sie da und fährt, als wäre nie etwas gewesen, ihrem lebenslänglichen Gefängnisaufenthalt entgegen.

Ein letztes Mal sehe ich sie unverwandt an. Meine Augen, die mich aus der Spiegelung auf der Fensterscheibe anblicken, starren ebenso ausdruckslos zu mir zurück.

Lea Schelmbauer, 7A